

III Diagnose – Fördern – Unterricht

Kunstpädagogisches Handeln nimmt seinen Ausgang bei den Darstellungsfähigkeiten, den Ausdrucksbedürfnissen und der Experimentierfreude von Kindern und Jugendlichen. Erst wenn Lehrende das bildnerische Vermögen ihrer Schülerinnen und Schüler kennen, können sie angemessene Lernangebote unterbreiten, Fördermaßnahmen ergreifen und didaktische Arrangements so treffen, dass sich ein optimaler Lernzuwachs einstellen kann. Darüber hinaus stellt Kunstunterricht hohe Anforderungen an die diagnostischen Fähigkeiten der Lehrenden.

Grundlegenden diagnostischen Parametern widmet sich der Beitrag von Barbara Wichelhaus. Flankierend hierzu stellt Christa Seidel ein Interpretationsmodell für die Analyse von Kinder- und Jugendzeichnungen vor. Anhand welcher Merkmale sich Aggressivität in Kinderzeichnungen zeigt, wird exemplarisch von Hildegard Ameln-Haffke erörtert. Ein diagnostischer Blick gebührt auch den geschlechtsspezifischen Leistungen, denn Jungen werden im Kunstunterricht schlechter bewertet als Mädchen, so die Untersuchung von Esther Richthammer. Manche Kinder oder Jugendliche können ausgezeichnet zeichnen oder konstruieren, andere haben ein hervorragendes Gefühl für Farbwirkungen oder expressive Formen, einige plastizieren gerne, andere lieben szenische Spiele oder gestalten souverän mit neuen Medien usw. So ist es notwendig, Begabungen und Schwächen zu erkennen und zu fördern sowie zugleich geeignete Angebote zu unterbreiten, um vorhandene Kompetenzen zu fördern. Allerdings: Wie diese Angebote inhaltlich strukturiert sein sollen, bedarf noch gründlicher Erforschung. Historisch nähert sich Helene Skladny der kontrovers diskutierten Frage, wie nützlich es sein kann, systematisch Zeichnen zu lernen. Können Schülerinnen und Schüler durch Zeichenübungen sinnvoll gefördert werden? Oder blockieren diese Methoden eher das experimentelle oder eigenschöpferische Tun? Skladnys These, dass Zeichenlehrgänge durchaus sinnvoll sein können, wird durch eine Untersuchung aus dem Grundschulunterricht von Stefanie Aufmuth unterstützt: Mit einer intensiven Erörterung des Problemfeldes und anhand von Unterrichtsergebnissen werden die Erkenntnischancen des Zeichnens nach der Natur nachgewiesen.

Dass sich die Inhalte des Kunstunterrichts an der Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen orientieren sollen, daran besteht kein Zweifel. Deshalb gehört es zur Aufgabe der Lehrenden, sich auch den medialen Herausforderungen anzunehmen und diese in sinnvolle Lernzusammenhänge zu integrieren. Ausgehend von einer Studie zum Handy-Gebrauch von Kindern, entwirft Oliver Reuter ein Unterrichts-

modell, das sowohl ein motivierendes Lernangebot darstellt als auch eine Lernumgebung schafft, die intensives Lernen ermöglicht.

Didaktische Lernarrangements sind im Kunstunterricht noch wenig erforscht – insbesondere die Untersuchung spezieller Methoden zur Förderung der Bildsprache kann als außerordentlich defizitär bezeichnet werden. Der Beitrag von Dietrich Breunlin setzt in diesem Problemfeld an: Die Bedeutung konstruktiver Reflexionsphasen für die Weiterentwicklung der Ausdrucksfähigkeit wird anhand bildnerischer Unterrichtsergebnisse klar herausgearbeitet und mit Bezug auf grafische und räumliche Lösungskriterien belegt. Katja Brandenburger geht ebenfalls der Frage nach, welche Lernwege sinnvoller Weise zur Entwicklung des räumlichen Darstellungsvermögens angeboten werden können. Mit ihrem didaktischen Setting wird einleuchtend aufgezeigt, dass ein medialer Wechsel bildnerischer Mittel das räumliche Darstellungsvermögen deutlich weiterentwickeln kann.

Lernen bedeutet, dass der Erwerb von Wissen, Fähigkeiten und Kenntnissen in einer bestimmten verfügbaren Zeit stattfindet. Wie sind also Lernsituationen zu gestalten, dass die verfügbare Zeit sinnvoll und effektiv von den Lernenden genutzt wird? Individuelle Zugänge zum Lernstoff, spannende Themen und die Orientierung an den Schülerinteressen werden hierfür oftmals genannt. Das im Langzeitgedächtnis gespeicherte Wissen beruht auf biografischem Erleben. Gelingt es, dieses Wissen zu aktivieren und mit neuem Wissen zu verknüpfen, können Lerninhalte besser erfasst und behalten werden. Eindrücklich legt Tobias Loemke dar, wie persönliches Erinnerungswissen aktiviert und als Potenzial im Unterricht genutzt werden kann. Selbstbestimmtes, subjektorientiertes Lernen benötigt besondere Voraussetzungen: organisatorische Spielräume für gestalterische Prozesse, ein breites Materialangebot sowie Themen, die ein eigenständig forschendes Gestalten zulassen. Was eine offene Werkstattarbeit zu leisten vermag, zeigt Klaus Ripper anhand von Fallbeispielen hörgeschädigter Kinder. Holger Erbach beobachtet die verschiedenen Faktoren im komplexen Lerngefüge der Werkstattarbeit – die Einrichtung, die Rolle der Lehrkraft, die zeitlichen Vorgaben usw. Hier werden »Leerlauf, Abschweifungen und fehlerhaftes Vorgehen« toleriert – nicht zuletzt, weil dadurch schlummernde kreative Ideen zum Vorschein kommen können.

Unterrichtsqualität wird durch die Lehrkraft, die genutzte Unterrichtszeit, die didaktische Aufbereitung des Unterrichts, die subjektiven Lernaktivitäten und durch diverse fachspezifische Rahmenbedingungen bestimmt. Diese vielschichtigen Komponenten bedürfen einer konkreten fachspezifischen Erforschung. Erste Ansätze dazu lassen die Befunde in diesem Kapitel bereits aufscheinen.